

LOGOS-Doktorandenseminar in Lüttich

Thema des Beitrags: Der jüdische Diskurs als Infragestellung einer deutschen
Leitkultur: Untersuchung zum *Roman von einem Kinde* (1986) von Barbara Honigmann

Von Yannick Gnipep-oo Pembouong
(Universität Trier)

1. Barbara Honigmann und ihr Erstling „Roman von einem Kinde“

Barbara Honigmann hat am 12. Februar 1949 im östlichen Teil Berlins als Tochter deutsch-jüdischer Emigranten, die die Zeit des Nationalsozialismus im britischen Exil überlebten und 1947 nach Berlin zurückkamen, um am Aufbau eines neuen Deutschland mitzuarbeiten, das Licht der Welt erblickt. Ihr Vater Georg Honigmann entschied sich aufgrund seiner kommunistischen Überzeugung zur Remigration in die sowjetische Besatzungszone. Im englischen Exil hatte er die Mutter Barbara Honigmanns, die aus Wien stammende Litzy Kohlmann (unter dem Namen Litzi Friedmann bekannt), geheiratet.

Nach ihrem Abitur studierte Honigmann ab 1967 an der Humboldt-Universität das Fach Theaterwissenschaft, der Abschluss erfolgte 1972. Etwa vier Jahre lang, von 1972 bis 1975 arbeitete sie als Dramaturgin und Regisseurin in Brandenburg und später in Berlin. Seit 1975 ist sie freischaffende Schriftstellerin und Malerin.

Mit der Geburt ihres ersten Sohnes 1976 setzte sie sich zunehmend mit dem Judentum auseinander, sodass sie 1976 in die alte jüdische Gemeinde Ostberlins eintrat. Sie heiratete 1981 nach jüdischer Tradition. 1984 verließ sie mit ihrem Mann die DDR und siedelte nach Straßburg über. Nach der Verlagerung ihres Schreibtisches nach Frankreich erscheint 1986 ihrer erster erfolgreicher autobiographischer Erzählband *Roman von einem Kinde* zu Luchterhand Literaturverlag, der aus sechs Erzählungen besteht. Mit diesem Prosadebüt wurde die Autorin auf Anhieb sehr bekannt. Der Erzählband wurde mit dem jährlich verliehenen Aspekte-Preis des ZDFs für das beste erzählerische Debüt eines deutschsprachigen Autors ausgezeichnet. Im Rahmen dieses Exposé befasste ich mich mit einer Erzählung aus dem Prosaband und analysiere, durch welche Strategien sich die Autorin als jüdische Schriftstellerin im deutschen literarischen Feld positioniert, wobei sich ein Bruch und eine Revolution in der Schreibweise kenntlich machen.

2. Die Erzählung „Doppeltes Grab“ und die Rechtfertigung einer Schreibweise

Die vierte Erzählung des Erzählbandes trägt den Titel „Doppeltes Grab“ und schildert die Begegnung der Erzählerin mit dem jüdischen Gelehrten Gershom Scholem in Berlin, der ihr den Auftrag gibt, Deutschland zu verlassen: „Hier kann man nichts lernen, also hat es keinen Sinn zu bleiben, es ist viel zu schwer“. Es gibt in dieser Erzählung eine hinreichende Anzahl von Angaben, die produktiv in Bezug auf die Position der Autorin im Feld erklärt werden können. Zuerst ist die Topographie eindeutig, da sie verschiedene Momente der Erzählung begründet und auf die Zeit vor und nach Scholems Auftrag aufmerksam macht. Die Erzählerin besucht nämlich mit Scholem den jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee. Präzise Zeitangaben werden nicht ausgelassen: „Es war Dezember.“; „Es war 1923, als er wegging...“; „[...] dass Gershom Scholem heute in Jerusalem gestorben sei und morgen sei das Begräbnis. Das war am 21. Februar“. Nach Scholems Tod heißt es: „es ist Dezember“; „auf der Avenue du Général de Gaulle“; „Es ist also nicht New York und nicht London, aber Frankreich“. (RK, 96). Diese Ort- und Zeitangaben sollen die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Rolle lenken, die Scholem in der Erzählung zukommt. Deshalb ist es von großer Bedeutung, dass der Adressat von seiner Biographie, selbst wenn sie nicht vollständig dargelegt wurde, Kenntnis hat. Die Angaben sind auch Ausdruck einer unverblünten Wirklichkeit. Die erzählte Szene, in der Gershom Scholem und seine Frau den Friedhof besuchen, markiert eine interessante Referenz zur Wirklichkeit:

Vor dem Tor des Friedhofs wartete ein schwarzer Mercedes mit Chauffeur auf Gershom Scholem und Fania, der war nämlich von der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in der DDR, die Scholem eingeladen hatte, also von Bölling, oder vielleicht war es auch noch Gaus, für diesen Tag zur Verfügung gestellt worden. (RK, 91)

Petra Günther sieht in diesem Hinweis durch die Nennung der Namen Bölling und Gaus und durch die Anwesenheit Gershom Scholems eine Strategie der Autorin, Anspruch auf die Wirklichkeit ihres Textes zu erheben, der dem Leser realitätsnah erscheinen soll.¹

Es lässt sich zeigen, dass nicht nur die Begegnung mit Scholem Anspruch auf eine Anerkennung ihrer Erzählstrategie, ihres Stils und ihrer Entscheidung, über die

¹ Vgl. Petra Günther: *Einfaches Erzählen? Barbara Honigmanns 'Doppeltes Grab'*. In: *GERMAN MONITOR: Jews in German Literature since 1945: German-jewish literature?* Editions Rodopi B.V., Amsterdam – Atlanta, GA 2000. S.123-138

Familiengeschichten zu erzählen, erheben kann, sondern vor allem die Art und Weise, wie und worüber dieser selbst erzählt, wenn die Ich-Erzählerin folgendes zum Ausdruck bringt:

Scholem erzählte von seinem Vater, von seiner Mutter, von seinen beiden Brüdern, dem, der Kommunist geworden und in Buchenwald umbracht worden war, und Erich, der nach Australien ausgewandert war (RK, S.90)

und später, als hätte sie sich die Erzählweise Scholems angeeignet:

(...) Er fragte und erzählte, und wir fragten und erzählten. Was hat er nicht alles erzählt, tausend Begebenheiten aus deutscher und jüdischer und deutschjüdischer, alter, neuer und altneuer Geschichte. Von den Frankkisten, der jüdisch-messianischen Sekte in Polen, deren Anhänger später alle zum Katholizismus übergetreten sind; über die hatte er gerade gearbeitet. (RK, S.92)

Die Wiederholung des Verbes „erzählen“ deutet Petra Günther als Form der Erinnerung. Sie erklärt, das Erzählen diene der Erinnerung, dem Gedenken an die Verstorbenen.² Es ist deutlich, dass die Begründung der Auswahl für die Erzählung an dieser Stelle ihren Niederschlag findet. Nach einem Ortswechsel erfahren wir, dass sich Scholem nicht mehr bei der Erzählerin befindet, sondern in einem Hotel, wo der Erzählerin und Peter – eine Figur in der Erzählung – ein lebenswichtiger Auftrag gegeben wird, der mit der Verwendung der direkten Rede und der Anführung einer Bibelstelle zum Ausdruck kommt. Scholem kommt folgendermaßen zu Wort:

„Es heißt: Wandere aus in ein Land der Thorakenntnis [...] und sprich nicht, dass sie zu dir komme, denn nur, wenn du Gefährten hast, wird sie sich dir erhalten. (Sprüche der Väter 4, 18). Jerusalem wäre gut, New York wäre gut, London wäre gut, sonstwo wäre gut, aber Deutschland ist nicht mehr gut für Juden. Hier kann man nichts mehr lernen, also hat es keinen Sinn zu bleiben, es ist viel zu schwer. Wie das gehen soll, dass ihr dahinkommt, weiß ich nicht, aber ich werde es mir überlegen. (RK, S.94)“

Scholem hatte schon Zeit seines Lebens ein großes symbolisches Kapital angehäuft. Deshalb ist seine Erwähnung in Barbara Honigmanns Erstling kein reiner Zufall. Er wurde immer als großer Gelehrter, Repräsentant der jüdischen Mystik betrachtet, der ebenfalls Deutschland verlassen hatte und sich in Palästina niederließ. Für seine Arbeiten hat er Preise gewonnen und ist nach dem Zweiten Weltkrieg regelmäßig nach Deutschland gegangen. Das „deutsch-jüdische Gespräch“ nannte er eine „Illusion“, – in einem Brief an Manfred Schloesser –, weil

² Petra Günther, S.130.

„mit den Toten kein Gespräch mehr möglich ist“³, wobei Deutschland kein Land mehr sei, wo Juden ihrer Religion ohne Weiteres nachgehen können. Als jüdischer Gelehrter, der immer auf seinem Judentum bestanden hat und sich dadurch einen Namen gemacht hat, ist aus diesem Gesichtspunkt eine ersprießliche Kalkulation der Autorin, da mit dem Hinweis auf Scholem Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wird. Die persönliche Begegnung mit ihm ist nicht nur deswegen eine Strategie, in den Genuss seines Prestiges, seiner Berühmtheit, also seines symbolischen Kapitals zu kommen, sondern ihre im Jahre 1984 stattgefundenene Exterritorialisierung⁴ zu begründen und auch die spätere Entscheidung für einige Themen zu rechtfertigen.

Durch eine Zeitraffung erfahren wir, dass die Ich-Erzählerin den Anweisungen Scholems im buchstäblichen Sinn nachgekommen ist. Sie befindet sich in Frankreich und drückt sich folgendermaßen aus: „Es ist kalt, es ist Dezember, drei Jahre später. Ich sitze im ‚Petit Café‘ auf der Avenue du Général de Gaulle. Es ist nicht New York und nicht London, aber Frankreich, da sitze ich und denke an Scholem in Berlin. » (RK, S.96)

Die Topographie spielt in dieser Aussage eine doppelte Rolle. Zum einen möchte die Ich-Erzählerin darauf Nachdruck legen, dass sie die Weisung Gershom Scholems kurzerhand befolgt hat, wie es Petra Günther gedeutet hat. Sie hat seine Lehre angenommen und Deutschland verlassen, um als Jüdin in Frankreich zu leben.⁵ Nach dem Tod Gershom Scholems erklärt die Ich-Erzählerin unter anderen, dass er zwei Gräber hatte: „Die meisten Menschen haben nur ein Grab. Gershom Scholem hat zwei. Eines in Jerusalem und eines in Berlin. Er hatte wohl auch Zeit seines Lebens in beiden Städten gelebt. Deshalb hat er ein doppeltes Grab. So ein Leben war das eben.“ (RK, S.97)

Die Tatsache, dass Scholem nach seinem Tod zwei Gräber hatte, drückt sein Pendelleben zwischen zwei Welten, zwischen Berlin und Jerusalem, zwischen Hier und Dort aus. Damit möchte Honigmann eine Parallele zu ihrer eigenen Lebenserfahrung herstellen, denn auch ihr Leben ist mittlerweile gespannt zwischen einem Hier und einem Dort, nämlich zwischen

³ Anlässlich einer Festschrift für die Schriftstellerin Margarete Susman (1872-1966) war Scholem gebeten worden, einen Beitrag zu verfassen; da diese Festschrift auch „als ein Dokument des im Kern unzerstörbaren deutsch-jüdischen Gesprächs zu verstehen“ sein sollte, sah sich Scholem veranlasst, einen Protest gegen eine „unfassbare Illusion“ zu formulieren. Gershom Scholem, *Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch*. In: *Judaica* 2, Suhrkamp, Frankfurt am Main 5.Aufl., 1995, S.7-12.

⁴ Vgl. Andreas B. Kilcher, *Exterritorialitäten. Zur kulturellen Selbstreflexion der aktuellen deutsch-jüdischen Literatur*. In: Sander L. Gilman / Harmut Steinecke (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre*, a.a.O., S.131-146.

⁵ Petra Günther, S.132.

Frankreich und Berlin.⁶ Ihre Auswanderung ist deswegen das Ergebnis eines inszenierten Gesprächs mit einem schon in Deutschland und in der deutschsprachigen Literatur bekannten jüdischen Mystiker. In der Erzählung „Doppeltes Grab“, die ausdrücklich Scholem gewidmet wird, findet Honigmanns poetische Rechtfertigung dadurch ihren Niederschlag, dass Gershom Scholem persönlich auftritt, eine *face-to-face* Kommunikation zwischen ihm und der Ich-Erzählerin stattfindet⁷. Frappierend ist zum anderen die Tatsache, dass Frankreich nicht zu den von Scholem vorgeschlagenen Auswanderungsgesellschaften gehört, es ist vielmehr der Ort der Ich-Erzählerin, wo sie ihrem Judentum frei nachgehen kann.

Nach dem Tod Scholems besucht die Ich-Erzählerin den Friedhof Berlin Weißensee erneut, weil sie irgendeine Handlung der Erinnerung vollziehen will. Und damit ist zu verstehen, dass sie sich schon in die Debatte der 1980er Jahre um die richtige Erinnerungskultur einzureihen versucht. Zwei Formen des Eingreifens in diese Debatte lassen sich von dieser Handlung ablesen. Auf der einen Seite ist darauf hinzuweisen, dass der Historikerstreit um die Jahre 1986 die Erinnerung an den Holocaust durch die Geschichte des Stalinismus zu relativieren suchte. Zu dieser Debatte nimmt die Autorin Stellung, indem sie sich literarisch der Erinnerung an den Holocaust anschließt. Die Handlung erinnert nicht zuletzt an Erinnerungsgebärden wie die von Helmut Kohl und dem damaligen Präsidenten der USA Ronald Reagan in Bitburg⁸. Auf der anderen Seite könnte die Handlung als eine gedankliche Vorwegnahme auf eine spätere Diskussion über die richtige Erinnerungsform begriffen werden.⁹ Mit dem Motiv des Grabs lässt sich behaupten, dass sich die Autorin für ein *kulturelles Gedächtnis*¹⁰ in Form von Fixpunkten ihrer kulturellen Identifikation einsetzt.

⁶ Ebd.

⁷ Vgl. Ebd., S.133.

⁸ Diese Erinnerungsgebärden fanden anlässlich des 40. Jahrestages der Befreiung vom Nationalsozialismus statt, bei welcher Gelegenheit Helmut Kohl zusammen mit dem damaligen Präsidenten der USA Ronald Reagan Kränze an der KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen und auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg niederlegten. Vgl. dazu Katharina Hamann, *offizielles Erinnern in der Bundesrepublik Deutschland*, auf: http://d-a-s-h.org/dossier/11/02_offizielles_erinnern.html, vom 13.11.2014.

⁹ Nach der deutsch-deutschen Vereinigung stand zur Diskussion, wie an die beiden Diktaturen erinnert werden konnte, da sich das Problem einer geteilten Vergangenheit stellte. In Anbetracht der Normalisierungsprozesse und der Suche nach einer Ost- und Westdeutsche zu einem „Volk“ machenden gemeinsamen Identität, die diese Vereinigung ankündigten, muss eine neue Erinnerungskultur bedacht werden. Diese beherrschende und herausragende von der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Erinnerungskultur der Nachwendzeit spielende Rolle wird in den Übergang von einem kommunikativen zu einem kulturellen Gedächtnis gefestigt, das sich in den Gedenktagen und Einrichtungen des Gedenkens ausdrückt. Viele Erinnerungsorte werden eingerichtet wie zum Beispiel der im Juni 1993 an die Verfolgung der Juden rund um den Bayerischen Bezirk Schöneberg eingerichtete „Ort des Erinnerns“, das „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“, das im Januar 2005 eröffnet wurde. Zu diesem Beispiel Vgl. Jan Holger Kirsch, *Nationaler Mythos oder historische Trauer? Der Streit um ein zentrales Holocaust-Mahnmal für die Berliner Republik*, Böhlau Verlag, Köln 2003.

¹⁰ In Abgrenzung zu dem kommunikativen Gedächtnis, das sich durch seine Alltagsnähe kennzeichnet, ist das kulturelle Gedächtnis durch seine Alltagsferne charakterisiert. Es weist auf Fixpunkte, die aus den Ereignissen der Vergangenheit stammen und deren Erinnerung durch kulturelle Formung (Texte, Riten, Denkmäler) und

Es stellt sich heraus, dass die Autorin mit der Erzählung eine doppelte Position bezweckt, nämlich gegenüber Deutschland als geographischer Ort, indem sie nach Frankreich ausreist, aber trotzdem auf Deutsch ihre Gedanken zu Papier bringt und gegenüber Deutschland als kulturelles Land, indem sie sich als jüdische Schriftstellerin behauptet, die das Judentum nicht nur schriftlich setzt, sondern auch ein religiöses Judentum praktiziert und sich entscheidet.

3. „MARINA ROZA“ und die Vermittlung jüdischen Wissens

Während in den anderen fünf Erzählungen eine Ich-Erzählerin erzählt, steht in dieser eine auktoriale Erzählerin im Zentrum, die auf dezidierte Weise versucht, dem Leser jüdisches Wissen vermittelt über die Erfahrungen des Ehemannes dieses ebenfalls weiblichen Erzählers näher zu bringen. Bevor die Erzählerin in ihre neue Heimat übersiedelt, macht sie es sich zur Aufgabe, ihren Leser mit jüdischem Wissen allgemein, aber auch im Speziellen mit religiösen Ritualen sowie jüdischen Fest- und Feiertagen vertraut zu machen. Die Erzählung schildert Peters Teilnahme an einer Sabbatfeier, an der die Rebjata¹¹ in einer alten Holzsynagoge „ihre Hingabe an die chassidische Bewegung des Lubawitscher Rebben“ (RK, 101) ausdrücken. Das auktoriale Erzählverhalten erweist sich für die Autorin als besonders geeignet, um den Kern des Erzählten in den Vordergrund zu rücken. Denn dieses Erzählverhalten gibt dem Erzähler die Möglichkeit, sich direkt an den Leser zu wenden, um auf die Wichtigkeit des Schabbes aufmerksam zu machen.

Der Fleiß, die Tugend und der Intelligenzgrad des jüdischen Volkes¹² kommen in dieser Erzählung dadurch zum Ausdruck, dass die einzige Frau, die die *Gemore* (einen Teil des Talmud, in Aramäisch geschrieben) lesen konnte, auch beim Schabbes zugegen war. Verschiedene Kommentare der Erzählerin dienen dazu, dem Leser ein tatsächliches Verstehen und damit das richtige Verständnis für das Judentum zu ermöglichen, wie zum Beispiel: „Auch von der einzigen Frau unter ihnen hörte Peter, aber nicht von ihr selbst, denn sie

institutionalisierte Kommunikation (Rezitation, Begehung, Betrachtung) wachgehalten wird. Vgl. Jan Assmann (1988): »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität«. In: Assmann/Hölscher (Hg.). Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 9-19, hier S.12.

¹¹ Rebjata stammt aus dem Russischen und bedeutet eigentlich Kinder, hier jedoch Kumpel. Vgl. Honigmann, Barbara: *Marina Roza*. In: *Roman von einem Kinde*, S.99-108.

¹² Barbara Honigmann stützt sich auf die Vorurteile über Juden als ein schlaues Volk. Wie Miles Storfer betrachten die Vertreter eines quasi-theologischen Ansatzes die jüdische Intelligenz als biologische Folge jüdischer Praktiken, speziell als positives Resultat der von den Juden befolgten und auf göttliche Offenbarung zurückgeführten „Hygienegesetze“. Und Galton erkennt das Vorhandensein von Genies bei Juden und Italienern an, die „beide reich an Familien von hohem geistigem Interesse zu sein scheinen“. Vgl. GILMAN, Sander L.: Die schlaunen Juden. Über ein dummes Vorurteil. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Stein. Hildesheim: Claassen Verlag, 1998, S.55f.

erschien nur kurz und verschwand schnell wieder, daß sie Gemore¹³ lese könne, *ein Grad von jüdischer Bildung, den man erst nach jahrelangem Studium erreicht.*“ Dieser Kommentar bringt die Tatsache zum Ausdruck, dass die durch den Talmud vertretene jüdische Kultur einen besonders hohen Wert innerhalb des Judentums hat. Eine besonders einzigartige Strategie der Autorin lässt sich an der Bereitstellung eines Glossars in Form von Fußnoten ablesen. Sie greift in der Tat auf wissenschaftliche Formate zurück, um ihre Objektsprache zu unterstützen. Ein wissenschaftliches Verfahren findet Eingang in ein künstlerisches Werk, um den Nachdruck auf eine unmissverständliche Rezeption bei dem Leser zu legen. Die Wichtigkeit des Inhalts der Mitteilung kann dementsprechend nicht in Zweifel gezogen werden. Ins Zentrum werden jüdische Bräuche und Fähigkeiten gestellt, die implizit wiederum einem anderen Diskurs zu widersprechen versuchen: einer „deutschen Leitkultur“ wird eine jüdische Kultur entgegengesetzt. Diese Position wird auch deutlich von der kommentierenden Erzählerin vertreten, wenn sie die Synagoge beschreibt:

Die MARINA ROZA war ein baufälliger Holzschuppen und kurz vor dem Zusammenkrachen, die Wände hielten sich, so schien es, nur durch die an ihnen hochgestapelten Berge von kaputten oder ganzen Möbeln, Büchern und Betutensilien, aber doch war sie durch die Schabbesstimmung der Rebjata von heiliger Leidenschaft erfüllt. (RK, 101)

Der Kontrast zwischen dem heruntergekommenen Zustand des heiligen Ortes und dem Besucherandrang zeigt plastisch, dass die Autorin dem Judentum eine existenzielle Rolle zuerkennt. Weiterhin wird deutlich, dass das religiöse Judentum einen beträchtlichen Platz in ihrem Leben einnimmt. In Bezug auf andere Schriftsteller der nachgeborenen Generation¹⁴ kann der oben beschriebene Kontrast auch darauf hinweisen, dass sich die Autorin dem religiösen Judentum zuwendet. Diese Zuwendung drückt ihre Position als orthodoxe Jüdin¹⁵ aus.

¹³ Die Autorin sorgt dafür, dass sich der Leser beim Lesen zurechtfindet und die aus dem jüdischen Jargon stammenden Wörter verstehen kann. Deshalb legt sie auf den entsprechenden Seiten ein Glossar zur Erklärung dieser Wörter an. Gemore bezeichnet einen Teil des Talmud und ist in Aramäisch geschrieben. Vgl. RK, S.102.

¹⁴ In einem nächsten Teil wird auf die zweite Generation und ihr Verhältnis zur Religion zurückgekommen.

¹⁵ Aus dem Griechischen übersetzt bedeutet orthodox „rechtgläubig“ und beschreibt diejenigen Juden, die ihren Glauben und ihre Bräuche trotz der Aufklärung und der gesellschaftlichen Emanzipation nicht änderten. Obwohl die Orthodoxie über ein Spektrum verschiedener religiöser Lebensformen verfügt – worauf hier nicht eingegangen wird – gibt es innerhalb des orthodoxen Judentums einige Glaubenssätze, die als orthodoxes Allgemeingut angesprochen werden können. So gibt es die Thora als das Wort Gottes, die für den orthodoxen Gläubigen für alle Zeiten verbindlich ist. Zu nennen ist auch Halacha. Vgl. WAGNER, Nina: Das orthodoxe Judentum. Auf: <http://www.christen-und-juden.de/html/orthodox.htm>, vom 18.12.2015.

Damit sich dieses jüdische Wissen durchsetzen kann, werden verschiedene Riten ausführlich beschrieben, unter anderem das Arbeitsverbot, die Art und Weise, wie gebetet wird („laut und kräftig“) usw. Das Gebet bildet die Haupthandlung, zu dem sich auch einige ältere Leute, die in der Nähe wohnen, einfinden. Darüber hinaus werden von der Erzählerin Begriffe gebraucht, um das Ritual zu beschreiben, die aber später mit der Intention, dem Adressaten den Umgang mit dieser Terminologie zu erleichtern, noch begreiflich gemacht werden. Dieses spezielle Vokabular taucht beispielsweise in folgenden Sätzen auf: „Dann wurde Kiddusch und Mozie gemacht, also Segen über Wein und Brot, und endlich gegessen.“ (RK, 104), „Inzwischen hatte sich aber ein zweiter Minjan¹⁶ von Neuhinzugekommenen gebildet, der erst die Tora lesen wollte ...“ (RK, 105). Damit kann der Leser nicht umhin, das lange in der DDR und in der Bundesrepublik verdrängte jüdische Selbstverständnis als noch immer lebendig anzunehmen und sich damit auseinanderzusetzen. Durch diese detaillierte Schilderung jüdischer Riten bringt die Ich-Erzählerin dem Leser zuletzt aber auch ihre eigene Auffassung des Judentums näher. Darüber hinaus zeigt die Autorin ihren Habitus als „strukturierte“ und „strukturierende“ Struktur,¹⁷ die bereits in der Sozialisation erworben wurde. Die Tatsache, dass das Judentum in der Familie ausgespart wurde, treibt die Autorin dazu, sich dazu hinzuwenden.

4. Durchsetzung eines jüdischen Diskurses und Bruch mit einer herrschenden Tradition

Gershom Scholem, der die zionistische Perspektive in den Vordergrund rückt, sieht eine „deutsch-jüdische Symbiose“ als „Mythos“, „eine Fiktion“¹⁸ an. Deswegen macht es keinen Sinn, dass nach der Shoah von einer „deutsch-jüdischen Literatur“ die Rede ist. Auch die deutsche Literaturwissenschaft behielt sich vor, diesen Begriff zu benutzen und ging nur damit zurückhaltend um.¹⁹

Sander L. Gilman bemerkt, dass die Benennung „jüdische Schriftsteller“ nach 1945 deutlich ausgeblendet wurde, obwohl es seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges Juden in Deutschland

¹⁶ Dieser Begriff bezeichnet eine Gruppe von mindestens zehn Männern bei Gebet und Thoralesung. Vgl. HONIGMANN, Barbara: *Marina Roza*. In: *Roman von einem Kinde*, S.99-108.

¹⁷ Der Habitus weist, so Bourdieu, eine doppelte Disposition auf. Einerseits wirkt er strukturierend und stellt Ordnungsgrundlagen für Handlungen und Vorstellungen bereit. Andererseits ist er selbst strukturiert und ist ein Produkt spezifischer Existenzbedingungen, das seinerseits bereits bedingt und seiner sozialen Umgebung angepasst ist. Vgl. LIEBSCH, Katharina: Identität und Habitus. In: KORTE, Hermann; SCHÄFERS, Bernhard (Hrsg.): *Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie*. 5. erweiterte und aktualisierte Auflage. Opladen: Leske + Budrich, 2000, S.65-82, hier S.71f.

¹⁸ Gershom Scholem, *Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch*, a.a.O., S.7-12.

¹⁹ Vgl. Harmut Steinecke, „Deutsch-jüdische“ Literatur heute Die Generation nach der Shoah. Zur Einführung. In: *Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre. Die Generation nach der Shoah* (Hrsg.): Sander Gilman und Harmut Steinecke, Erich Schmidt Verlag, Berlin 2002, S.9-16, S.11.

gibt, die in deutscher Sprache schreiben. Aus dieser Feststellung heraus rollt er die Frage auf, wer die restlichen Juden in der heutigen deutschen Kultur umgebracht habe und warum. Unter Berücksichtigung des Holocaust stellt er folgende Vermutung an, die eine Rücksichtnahme des Holocaust in der deutschen Literatur in Gang setzt: „Wenn es keine Juden in der heutigen deutschen Kultur gibt, sondern nur Deutsche, dann war der Holocaust mit seinem Versuch erfolgreich, jeden Sinn für Unterschiede zu zerstören durch die Vernichtung des Anderen.“²⁰ Dies hat zur Folge, dass die Verneinung der Existenz dieses Ausdrucks offenbar die Verneinung der jüdischen Identität ist „die ihnen zu einem nicht geringen Teil durch ihr Jüdischsein im heutigen Deutschland zugeschrieben wird“²¹ Dessen ungeachtet versucht die Autorin – durch eine Verweisstrategie – ihre Identität als Jüdin in Deutschland zu festigen und sich dazu zu bekennen. Daraus ist zu ersehen, dass ihre Schreibweise sich als Bruch mit den herrschenden Normen betrachten lässt.

Unter Berücksichtigung der These von Gilman kann der Diskurs der jüdischen Autoren der *nachgeborenen Generation* einem objektiven Rahmen zugeordnet werden. Da die meisten Autoren im Allgemeinen und Barbara Honigmann ins Besondere auf ihrer Identität als Jüdin besteht, kann in Verbindung mit einer deutschen Leitkultur in Zusammenhang gebracht werden, die lange eine jüdische Identität in Deutschland verkannt bzw. zum Schweigen gebracht hat. Unter Berufung auf Scholems Ansichten, die in dem *Roman von einem Kinde* von Honigmann durch die Anwesenheit des jüdischen Mystikers Beachtung finden, kann Honigmanns Position umgerissen werden. Sie möchte sich nämlich als jüdische Schriftstellerin in Deutschland durchsetzen. Die Inanspruchnahme des Judentums in einem Land, wo sein Verbot als selbstverständlich galt und in der Sprache des Verbots zeigt nachdrücklich, wie sich Honigmann gegenüber einer deutschen Hochkultur positioniert.

²⁰ Gilman L. Sander: *Jüdische Schriftsteller und deutsche Literatur. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden*. In: *Rasse, Sexualität und Seuche. Stereotype aus der Innenwelt der westlichen Kultur*, Reinbek 1992, S.253 f

²¹ Ebd., S.278.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

HONIGMANN, BARBARA (1986): „Doppeltes Grab“. In: Honigmann Barbara, *Roman von einem Kinde*, Darmstadt/Neuwied.

Sekundärliteratur

ASSMANN, JAN: »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität«. In: ASSMANN/HÖLSCHER (Hg.) (1988): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt am Main.

GÜNTHER, PETRA: *Einfaches Erzählen? Barbara Honigmanns ‚Doppeltes Grab‘*. In: *GERMAN MONITOR* (2000): *Jews in German Literature since 1945: German-jewish literature?* Amsterdam – Atlanta, GA.

HAMANN KATHARINA: *Offizielles Erinnern in der Bundesrepublik Deutschland*, auf: http://d-a-s-h.org/dossier/11/02_offizielles_erinnern.html, vom 13.11.2014

KILCHER, ANDREAS B.: *Exterritorialitäten. Zur kulturellen Selbstreflexion der aktuellen deutsch-jüdischen Literatur*. In: SANDER L. GILMAN / STEINECKE HARMUT (Hrsg.) (2002): *Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre. Die Generation nach der Shoah*, Berlin.

KIRSCH, JAN HOLGER (2003): *Nationaler Mythos oder historische Trauer? Der Streit um ein zentrales Holocaust-Mahnmal für die Berliner Republik*, Köln.

LIEBSCH, KATHARINA: „Identität und Habitus“. In: KORTE, Hermann; SCHÄFERS, Bernhard (Hrsg.) (2000): *Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie*. 5. erweiterte und aktualisierte Auflage. Opladen.

SANDER L., GILMAN (1998): *Die schlauen Juden. Über ein dummes Vorurteil*. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Stein. Hildesheim.

SANDER L., GILMAN (1992): *Jüdische Schriftsteller und deutsche Literatur. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden*. In: *Rasse, Sexualität und Seuche. Stereotype aus der Innenwelt der westlichen Kultur*, Reinbek.

SCHOLEM, GERSHOM (1995): *Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch*. In: *Judaica* 2, 5.Aufl., Frankfurt am Main.

STEINECKE, HARMUT, „*Deutsch-jüdische*“ *Literatur heute. Die Generation nach der Shoah*. Zur Einführung. In: SANDER L. GILMAN / STEINECKE HARMUT (Hrsg.) (2002):*Deutsch-jüdische Literatur der neunziger Jahre. Die Generation nach der Shoah* Berlin.

WAGNER, NINA: *Das orthodoxe Judentum*. Auf: <http://www.christen-und-juden.de/html/orthodox.htm>, vom 18.12.2015